Abonnementspreis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 2.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 514. Freitag den 7. October 1892. 86. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 7. October.

Die Erörterung der formalen Behandlung der Militairvorlage tritt heute etwas in den Hintergrund, ihr Platz wird aber sofort von der Discussion ihres militairischen und finanziellen Inhalts eingenommen, und zwar sind es vor Allem conservative Stimmen, welche sich darüber und zwar in durchaus entgegengesetztem Sinne äußern — abermals ein Beweis, wie sehr sich das geplante Militairgesetz von allen seinen Vorgängern unterscheidet. In der „Conf. Corr." tritt ein „hochangesehener Parlamentarier" für die zweijährige Dienstzeit der Infanterie ein. Selbstverständlich ist aber nicht die zweijährige Dienstzeit, die er nur unter sichtlichen Schmerzen acceptirt, Dasjenige, wofür er eigentlich plaidirt, sondern die Heeresverstärkung, von der nun einmal nach Lage der Dinge die Verkürzung der Dienstzeit nicht getrennt werden kann. Die Gründe, die der conservative Abgeordnete für die Nothwendigkeit einer Erhöhung der Friedenspräsenz anführt, sind durchaus dieselben, mit denen alle bisherigen militairischen Mehrforderungen motivirt worden sind. Es wird auf unsere geographische Lage inmitten zweier kriegsdrauender Nachbarn hingewiesen und geltend gemacht, daß nur eine ausreichende Kriegsbereitschaft Deutschlands dessen Feinde im Zaume zu halten im Stande sei. Der Artikelschreiber, ein Großgrundbesitzer, hebt mit tiefstem Bedauern hervor, daß gerade die Landwirthschaft von der Mehreinstellung von Recruten am härtesten werde betroffen werden, erklärt aber gleichzeitig, daß er die Militairvorlage nicht unter diesem Gesichtspuncte, sondern lediglich unter dem eines für die Sicherheit des Vaterlandes nothwendigen Opfers beurtheilen werde. Wir unsererseits brauchen nicht erst zu betonen, daß diese Auseinandersetzung und der in ihr enthaltene, überdies noch ausdrücklich ergehende Appell an die anderen Parteien die ernsteste und sympathischste Prüfung und keinesfalls jene frivole Zurückweisung verdient, wie sie von radicaler Seite jetzt und früher den Hinweisen auf die nothwendige Sicherung unserer Grenzen zu Theil geworden ist. Aber der conservative Parlamentarier, indem er die opferheischende Militairvorlage vornweg unter dem Gesichtspunct des Vertheidigungsbedürfnisses acceptirt, läßt doch ein Moment außer Acht, welches die gegenwärtige Lage von allen andern früheren, zu Entscheidungen über Militairvorlagen drängenden Situationen erheblich unterscheidet. Natürlich denken wir nicht an die augenblicklichen, von allen Seiten wahrgenommenen „friedlichen Aspecten". Das kann sich über Nacht ändern. Aber sicher ist, daß die europäische Lage sich nicht zu Ungunsten verschoben hat, seit der Reichskanzler und General Caprivi eine Heeresverstärkung, wie die jetzt geplante, nicht nur von sich abwies, sondern sogar die darauf gerichteten Pläne mit bitterem Spotte verfolgte. Das ist ein der jetzigen Militairvorlage anhaftendes Novum. Früher kam es wohl vor, daß ein seine Mehrforderungen im harten parlamentarischen Kampfe vertheidigender Kriegsminister erklärte: „Jetzt werden wir wohl auf eine ganze Weile genug haben", aber vom militairtechnischen Standpuncte aus sich gegen weitere Erhöhungen des Friedensstandes direct zu verwahren und etwa gar in einer dem Herrn Richter abgelauschten Ausdrucksweise, das war bis zum November 1890 keinem Kanzler oder Minister eingefallen. War vor zwei Jahren ein Bedürfniß für eine Heeresverstärkung, wie die jetzt beabsichtigte, nicht nur nicht vorhanden, sondern wurde sogar eine derartige Truppenvermehrung als militairisch bedenklich gekennzeichnet, so kann diese Frage jetzt nicht wie bei früheren Gelegenheiten auf die Autorität der militairischen Techniker hin bejaht werden; es hat nicht nur die auch früher immer geübte strenge Prüfung im Einzelnen stattzufinden, sondern es muß an die Prüfung selbst unter anderen Voraussetzungen als sonst herangetreten werden. Dies ist dem Parlamentarier in der „Conf. Corr." entgangen. In seinen Ausführungen streift er einen hochwichtigen Punct, an dem eine Opposition nationaler Parteien gewiß nicht einsetzen dürfte und würde, der aber doch nicht so nebenher abgethan werden kann, wie es durch den Conservativen geschieht. Er sagt von der Militairvorlage: „Ein Object für irgend welche Compensationen auf anderen Gebieten ist sie nicht." Sie freilich nicht; wir glauben gerne, daß Graf Caprivi nicht auf die Militairvorlage verfallen ist, nur um dem Centrum die gemachten und zugedachten Concessionen nicht umsonst gewähren zu müssen. Auf anderen Gebieten liegen vielmehr die Compensationen für die Annahme der Militairvorlage, wenn sie das Centrum annimmt. Uebrigens so ganz compensationsfeindlich ist der „hochangesehene Parlamentarier" aus dem Osten auch seinerseits nicht gesonnen. Der Hinweis auf die der Landwirthschaft aus der Recrutenvermehrung erwachsenden Lasten dient ihm zur Erhebung der Forderung nach „Beseitigung aller der verhängnißvollen Ursachen, welche die Auswanderung der landwirthschaftlichen Bevölkerung ins Ausland oder in die Städte (oder nach den „sächsischen" landwirthschaftlichen Bezirken! Die Red.) zur Folge haben." Mit anderen Worten: mit der Militairvorlage soll als „Correlat" die Verkümmerung der Freizügigkeit und vielleicht noch Anderes eingeschmuggelt werden. Neben dem oben erwähnten warmen patriotischen Appell nimmt sich diese kluge Vertretung von Standesinteressen nicht gerade stilvoll aus. Soweit der gouvernementale Parlamentarier der „Conferv. Correspondenz". Ganz anders lauten gleichzeitige Auseinandersetzungen der „Kreuzzeitung". Diese Zeitung ist eine grundsätzliche Gegnerin der zweijährigen Dienstzeit; das ist nicht neu und neu sind auch ihre heute vorgebrachten Gegengründe nicht. Aber vollkommen neu und sehr überraschend ist es, daß die „Kreuzztg." nunmehr die Heeresverstärkung, wie sie geplant ist, selbst unter der Voraussetzung der Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit, für bedenklich erachtet. Sie würde auch in diesem Falle „fistzig" geworden sein, „weil ihre (der verlangten Summe) Beantragung im Widerspruch mit den Ausführungen Bertry's über einen allmäligen Aufbau der Armee, im Widerspruch mit den Aeußerungen des Reichskanzlers über die rage des nombres und mit den Ausführungen stände, die bei den letzten Etatsberathungen von dem Regierungstische fielen, welche ein schrittweises Vorwärtsgehen und systematisches Ausbauen neuer Schritte im Heerwesen empfehlen". „Oder", fragt die „Kreuzzeitung", „herrschen dort oben doppelte Anschauungen?" Die „Nord. Allg. Ztg.", die in ihrer Abendausgabe eine Artikelserie gegen die Ausführungen der „Kreuzzeitung" eröffnet, beantwortet diese Frage nicht und beschränkt sich vorerst auf eine sachliche Erörterung, im Verlaufe deren sie der Vermuthung Ausdruck giebt, daß die verbündeten Regierungen sich allerdings „nicht aus Vorliebe für die zweijährige Dienstzeit an sich, sondern aus politischem, unserem militairischen Verhältniß anderen Staaten gegenüber entnommenen Motiven entschließen dürften". Die „Kreuzzeitung" wird sich damit nicht zufrieden geben, sie hat unter den nach ihrer Auffassung die Regierung bestimmenden politischen Motiven — innerpolitische, parteipolitische verstanden. Die „Nordd. Allg. Ztg." schließt ihre Entgegnung mit der Versicherung, „daß versucht werden wird, in mehr als einer Beziehung an die Ideen der preußischen älteren Wehrverfassung, insbesondere an die der Reorganisation von 1861 anknüpfend, diese ohne Bruch mit der Vergangenheit fortzubilden". Wie diese allgemeine Zusicherung zu verstehen ist, wird das Regierungsblatt wohl morgen auseinandersetzen.

Je unablässiger trotz der Beseitigung der Zedlitz'schen Schulvorlage durch die Initiative der preußischen Krone und trotz der maßlosen Forderungen des Centrums die Gerüchte über Concessionen wiederkehren, die in Preußen den Klericalismus zum Zwecke seiner „Versöhnung" gemacht werden sollen, um so begreiflicher ist es, daß auch die Meldungen über neue Versuche zur „Versöhnung" der Welfen Glauben finden. So bemerkt die „Braunschweig. Landesztg." zu den Gerüchte, daß in Schönbrunn zwischen Kaiser Wilhelm und dem Herzog von Cumberland eine Zusammenkunft stattfinden werde, die vielleicht politische Folgen haben könne:

„Wir bemerken hierzu, daß auch nach unserer, sich auf gute Quellen stützenden Kenntniß schon seit mehreren Monaten die in Obigem angedeuteten Bemühungen zur Herbeiführung eines Ausgleichs auch in politischer Hinsicht, d. h. in Betreff der Thronrechte des Herzogs von Cumberland und seiner Nachkommenschaft, im Gange sind und daß man dieselben an maßgebenden Stellen keineswegs für aussichtslos hält, obschon man allerdings stark daran zweifelt, daß der Herzog von Cumberland selbst dermaleinst auf den braunschweigischen Thron gelangen werde. Höchstwahrscheinlich kommt, wenn dieser Ausgleich zu Stande kommen sollte, die Wohlthat desselben seinem ältesten Sohne zu Gute. — Ob eine solche Wendung der schwebenden Frage dem Lande zum Heile gereichen und den Wünschen der politisch denkfähigen Bevölkerungsschaft entsprechen möchte, steht freilich dahin, wenngleich sich nicht leugnen lassen wird, daß eine andere Form der Erledigung dieser „Frage", bei welcher die von Allen gewünschte politische und verfassungsrechtliche Selbständigkeit unseres Landes gewahrt würde, kaum auffindbar wäre, ohne die doch nicht zu leugnenden Rechte des Welfenhauses zu verletzen. Doch das sind res posteriores, und da es nicht unsere Aufgabe ist, uns den Kopf der dafür verantwortlichen Staatsmänner zu zerbrechen, so wollen wir einstweilen ruhig abwarten, welchen weiteren Verlauf diese Angelegenheit nimmt. So viel sei indessen noch angedeutet, daß man auch dort, wo man doch naturgemäß das nächste Interesse daran hat, zu wissen, ob die Verhältnisse noch weiteren Bestand haben, durchaus darauf gefaßt ist, über kurz oder lang einen Wechsel derselben sich vollziehen zu sehen."

Mißtheiler — bemerkt die „Nat.-Ztg." zu dieser Auslassung — kann man sich nicht äußern, da man doch offenbar keineswegs davon überzeugt ist, daß „eine solche Wendung dem Lande zum Heile gereichen und den Wünschen der politisch denkfähigen Bewohnerschaft entsprechen möchte." Wir haben indeß keine Anlage zu solcher Resignation, und wir wiederholen, was wir früher sagten: die Zulassung der Welfenfamilie, die durch ihr Verhalten den Anspruch auf eine bundesfürstliche Stellung im Reiche verwirkt hat, zur Regierung in Braunschweig würde der welfischen Agitation in der preußischen Provinz Hannover den mächtigsten neuen Antrieb geben, einerlei, was der Herzog vom Cumberland oder sein Sohn „erklären" mag. Wie man sich mit derartigen Verzichten abfindet, das zeigt Herr Martin in Hessen ja in belehrendster Weise. Auch der König Georg hat Proteste gegen jeden Verzicht auf Hannover hinterlassen, auf die man sich gegen einen solchen seitens seines Sohnes oder — da dieser wohl ausdrücklich keinen leisten wird — seines Enkels wird berufen können.

Im Schooße des ungarischen Ministeriums sollten nach mehreren vorliegenden Meldungen Uneinigkeiten wegen der kirchenpolitischen Fragen entstanden und eine Cabinetskrisis hervorgerufen sein, die den Austritt einiger Minister zur Folge haben werde. Man brachte mit dieser Angelegenheit die Reise des Ministerpräsidenten Graf Szapary nach Gödöllö, wo er dem Kaiser Vortrag gehalten habe, in Verbindung. Jetzt erklärt ein dem Pester Cabinet nahestehendes Organ, die „Ungarische Post", auf Grund authentischer Mittheilungen versichern zu können, daß alle Behauptungen von angeblich innerhalb der ungarischen Regierung betreffs der Culturreform bestehenden Differenzen mit allen daran geknüpften Schlußfolgerungen, namentlich auch betreffs eventueller Personalveränderungen, jeder Begründung entbehren.

Das in Petersburg verbreitete Gerücht von einer bevorstehenden Zusammenkunft des Kaisers Franz Josef mit dem Zaren ist bekanntlich von Wien aus kategorisch dementirt worden. Wenn jetzt auch der „Daily Telegraph" dieses Gerücht erwähnt, so geschieht das in einer Weise, die deutlich zeigt, daß man es mit einer Erfindung zu thun hat. Denn in dem Berichte des „Daily Telegraph" wird erzählt, daß die angebliche Zusammenkunft noch nicht vereinbart sei, daß aber der österreichische Botschafter in Petersburg seine Bemühungen fortsetze, eine solche Zusammenkunft herbeizuführen, und hoffe, daß diese Bemühungen erfolgreich sein werden. Nun ist, wie bereits gemeldet, einerseits nicht der Zar in Petersburg anwesend, andererseits weilt der österreichische Botschafter auf Urlaub. Man ersieht also hieraus, was von der erwähnten Ausstreuung zu halten ist. Der Berichterstatter des „Daily Telegraph" war also sehr vorsichtig, wenn er seiner Meldung hinzufügte, daß die Begegnung noch nicht vereinbart sei; nur hätte er sich das Wörtchen „noch" ersparen können, da, wie aus Allem hervorgeht, bisher eine Anregung zu einer solchen Begegnung von keiner Seite vorgelegen zu haben scheint.

Es ist bis jetzt nicht bekannt, welche Beschlüsse der französische Ministerrath in Betreff der Vorgänge in Carmaux gefaßt hat und in welcher Weise der daselbst gestörten öffentlichen Ordnung wieder zu ihrem Recht verholfen werden soll. Es scheint auf den ersten Augenblick kaum begreiflich, daß die französische Regierung in einer Sache, die an sich nichts weniger als dunkel ist, sich nicht zur That aufraffen kann und in Carmaux einen Zustand duldet, für den Gesetzlosigkeit und Schreckensherrschaft die einzig zutreffenden Bezeichnungen sind. Es handelt sich in Carmaux weder um Lohnstreitigkeiten, noch um Zwistigkeiten wegen der Arbeitsstunden, noch um sonstige materielle Dinge, sondern lediglich um die Frage, ob die Direction der Gruben die Berechtigung haben soll, einen Arbeiter, der nicht seine Pflicht thut, der sich an keinerlei Regel und Ordnung hält, zu entlassen. Ein solcher Arbeiter ist der Bürger Calvignac, zugleich Secretair des Gewerkvereins oder Syndicats und Bürgermeister von Carmaux. Es giebt auch anderswo in Frankreich Arbeiter, die zum Bürgermeister oder Beigeordneten gewählt worden sind und sich mit ihren Arbeitgebern gütlich geeinigt haben über die Art und Weise, wie sich Amtsthätigkeit und Berufsthätigkeit vereinigen lassen. An anderen Orten haben die Bürgermeister ihre Entlassung genommen und ihren Unterhalt auf andere Weise verdient. In St. Denis hat der Gemeinderath dem Bürgermeister 5000 Franken für Repräsentationskosten ausgeworfen. Ein anderer Gemeinderath hat versucht, diesem Beispiel zu folgen, allein die Regierung fand die Sache bedenklich und versagte ihre Genehmigung. Der Bürgermeister Calvignac hat sich fast nur um seine Bürgermeisterei gekümmert und, auf seine Macht als Leiter des Arbeiterverbandes trotzend, seine übrigens leichte Arbeit über der Erde einfach vernachlässigt. In zwei Monaten hat er 48 Tage nicht gearbeitet und die Direction der Gruben war in ihrem vollsten Rechte, als sie ihn entließ. Die Folge dieses Schrittes war dann der Ausstand und ein wüster Aufruhr, in welchem das Haus des Grubendirectors gestürmt und ihm mit Gewalt, in Gegenwart des Bürgers Calvignac, seine eigene schriftliche Entlassung abgerungen wurde. Wegen ihres Vorgehens bei dieser Gelegenheit wurden vor der Strafkammer in Albi zwei von den Haupttheilnehmern zu vier Monaten, einer zu drei, drei zu einem Monat, einer zu 14 Tagen und einer zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt. Seit diesem Aufruhr sind Truppen nach Carmaux gelegt worden, die man jedoch im Hintergrunde hält, um die Arbeiter und ihre Führer nicht zu reizen. Die Werke liegen vollständig still. Von den Arbeitern — es sind in gewöhnlichen Zeiten dort einige 5000 Mann beschäftigt — ist etwa die Hälfte in eigenen kleinen Anwesen seßhaft und treibt etwas Ackerbau, so daß die Leute eine Weile auch ohne Berufsarbeit ihr Leben fristen können. Die andere Hälfte besteht meist aus zugewanderten Elementen und hält sich mit den allenthalben gesammelten Spenden nothdürftig am Leben; indessen die Noth ist nachgerade sehr fühlbar geworden, der Ausstand keineswegs volksthümlich und eine bedeutende Zahl der Arbeiter, man spricht von 500 Mann, ist vollständig bereit, wieder einzufahren.

Mehr und mehr wird es bekannt, daß die Ernte vieler russischen Gouvernements auch in diesem Jahre schlecht ausgefallen ist. Eine Art Nothstands-Comité, aus dem Minister des Innern und Ver-

---

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

6] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Gewiß . . zehntausend Mark davon müssen für die Wirthschaft verwendet werden, um das Nothdürftigste herzustellen, zu ersetzen und durchzuführen; ich will nicht, daß das schöne Besitzthum zu Grunde geht."

„Wie soll ich dann auskommen?"

„Das ist Deine Sorge! Schränke Dich ein! Dein Credit beruht auf diesem Gute."

„Das ist wohl wahr . ."

„Hier gilt's nicht zu entdecken, nein, zu pflegen, zu erhalten. Die Kräfte der Mutter Erde sind kein Geheimniß; die fruchtbringenden Gewalten, Sonnenschein und Regen, allen Völkern bekannt. Man muß den Segen entbinden, der in der Scholle schlummert. Werde auch einmal der alltäglichen Stoffmischung gerecht. Chemischer Dünger schafft keine Unsterblichkeit, aber volles Gedeihen der Aecker, wenn er recht verwendet wird. Ich habe die Chemie des Ackerbaues studirt . . schenke mir darin Vertrauen. Wenn auch einmal Monate lang kein Rauch aus Deiner Esse in die Lüfte wirbelt . ."

„Nimmermehr . ." versetzte Ristori . . „keine Unterbrechung; jeder Athemzug Leben ist kostbar für mein Werk. Doch ich sehe ein, es muß etwas für das Gut geschehen, damit mein Credit wieder wächst. Ich will einige Zeit gleichsam nicht vollen Dampf geben, vielleicht ersetzt ein glücklicher Gedanke die fehlende Arbeit."

Enrico drückte seinem Vater die Hand; ihm ward, als habe er einen kleinen Sieg über denselben erfochten. Auch hoffte er zu besseren Bedingungen als dieser die unerläßliche Summe aufzutreiben. Zwar erfüllte ihn die abermalige Schmälerung des Erbes für seine Familie mit Wehmuth; doch er sah dies Unabänderliche ein. Und noch war nichts verloren; auch bei der gesteigerten Schuldenlast ließ sich das Gut sehr wohl behaupten. Doch die Zukunft? Er baute auf einen Sieg der Vernunft, und daß er allmälig Macht über den Vater gewinnen würde, besonders wenn er zunächst seinen Wünschen, wenigstens zum Theil, entgegenkomme. Mit den actenmäßigen Nachweisen ausgerüstet, machte er sich bald auf den Weg. Als er in den Wagen stieg, standen eben am Fenster die Mutter und der kleine Umberto und winkten ihm freundliche Grüße zu.

Ein liebes Bild . . . das war die Heimath! O wenn doch diese alle glücklich werden könnten!

Viertes Capitel.

Enrico fuhr in den leuchtenden Sommertag . . . Sorgen für die Zukunft, aber auch frohe Hoffnungen im Herzen. Sah er doch beim Vorüberfahren in der Ferne die Gruppe von Fichten, Eichen und Buchen, unter deren hochwipfeligem Schutz das freundliche Helmesheim gebettet lag. Das waren die Hütter eines köstlichen Schatzes. Sein Herz schlug höher, wenn er der lieblichen Marie gedachte. Er hätte mit den Lerchen hinaufjubeln mögen in den blauen Himmel — und wenn es in den Pappeln am Weg rauschte und die Aehren auf den weiten Kornfeldern im Windhauch auf und nieder wallten und der silberne Fluß mit seinen Windungen zwischen den Waldhügeln im Sonnenglanz aufblitzte und hier und dort sich eine duftige Fernsicht entschleierte — da ward ihm so frohgemuth ums Herz, da glaubte er die Stimme einer schönen Zukunft zu hören und das Aufleuchten eines ihm winkenden Glückes zu sehen. Und wenn ein dumpfes Gefühl von Bangigkeit sich darein mischte, so ließ er es nicht aufkommen; er preßte die Hand aufs Herz. Der Qualm aus der Esse des Vaters sollte seinen Glücksstern nicht verdunkeln.

Als er im Hotel zum goldenen Anker angekommen war und die breiten, von riesigen Kirschlorbeerbäumen bewachsenen Stufen hinaufstieg, da hörte er auf dem Vorflur des Stockwerkes über sich eine weiterende Stimme . . . eine Stimme, die in ihrer krampfhaften Steigerung durch Mark und Bein ging. Es war ein Ausbruch höchsten Zornes — und alsbald flogen dem Ankömmling die Stufen herab entgegen ein Kellner, der an den Kübel eines Kirschlorbeerbaums anprallte und durch den harten Anprall in unliebsamer Weise das Gleichgewicht wiederfand, und ein Hausknecht, den beim jähen Herabfallen eine ganze Ladung von Rücken mit der Bürste und dem Klopfstock aus der Hand glitt. Das grollende Unwetter oben verlor sich inzwischen hinter der zugeschlagenen Thür eines Gastzimmers.

„Was giebt es denn?" fragte Enrico den ihn begleitenden Oberkellner.

„Irgend eine Kleinigkeit. Graf Fehrenthal hat seine schlimmen Stunden. Es ist ein sehr zornmüthiger Herr, und wenn ihm etwas in die Quere kommt, kennt er sich selbst nicht. Doch es ist einer unserer Gäste, die am meisten darauf gehen lassen . . und da muß man schon Manches mit in den Kauf nehmen."

Die feindselige Gesinnung, welche Enrico gegen den hochfahrenden Grafen hegte, wurde durch diesen Zwischenfall nur verstärkt. Ein vornehmer Herr, aber ein brutaler Selbstherrscher . . das hatte Enrico schon immer über ihn gehört . . wie peinlich war es ihm, daß der Graf in Helmesheim zu den Hausfreunden gehörte.

Enrico machte sich bald auf den Weg, so ungern er als Bittsteller an fremden Thüren anklopfte; er begab sich zunächst zum Rentier Faber, der in einer schönen Villa wohnte, vor welcher eine Vorhalle mit korinthischen Säulen mit herausforderndem Prunk paradirte. Er saß auf einem Sopha in einem buntscheckigen Schlafrock und war mit einem, wie er selbst es nannte, „opulenten" Frühstück beschäftigt, zu welchem er den jungen Herrn Ristori herablassend mit einlud.

„Reiche Leute dumme Leute" — ein jedenfalls unhaltbarer Satz, aber bei Emporkömmlingen wie Faber fand er volle Bestätigung. Ursprünglich ein besitzloser Agent, wurde er Bauunternehmer, als er einen guten Freund gefunden, der seiner Unternehmungslust mit dem nöthigen Vertrauen und dem nöthigen Gelde unter die Arme griff. Man darf von der Freundschaft nicht gering denken; zwar Orest und Pylades, Carlos und Posa . . . dergleichen ist nicht mehr Mode; aber ein Freund, der Geld hat, ist mehr werth, als der besonnene Pylades und der schwärmerische Posa . . . man kann mit anderer Leute Geld ein reicher Mann werden. Und viel Verstand ist dazu auch nicht nöthig: das bewies Herr Faber, dem alle Unternehmungen glückten, so daß er zuletzt nicht mehr das Geld des Freundes brauchte, sondern mit seinem eigenen Capital noch erfolgreicher weiter wirthschaftete, Bauplätze ankaufte, Straßen anlegte, Häuserviertel baute und zuletzt ein Mann wurde, der auf Andere mit Recht herabsehen konnte. Und das ist doch das Hauptziel irdischen Strebens. Dabei hatte er noch eine kleine Passion, die mit seiner Menschenfreundlichkeit zusammenhing: er lieh Geld aus gegen sichere Bürgschaften und Hypotheken und wurde so ein Mann des Segens für die nothleidende Menschheit.

Das schwammige, aufgedunsene Gesicht mit der hervorspringenden Unterlippe und der niedrigen Stirn, auf welche einzelne Haarbüschel melancholisch herabhingen, war vom Genuß des starken Frühstückweins geröthet; mit einem Behagen, das sich besonders in einem breiten Lächeln zeigte, sprach er davon, daß er zu rechter Zeit seine Bauunternehmungen eingeschränkt habe, da die Conjuncturen jetzt ungünstig würden, und daß er sich jetzt nur des gewonnenen Gutes erfreue.

„Wer nicht etwas vom Laubfrosch in sich hat, der soll nicht speculiren. Ich bin der geborene Laubfrosch, haha, ich früs's in mir, ob Regen oder Sonnenschein kommt — und demnach hock' ich unten oder ganz oben auf der Leiter. Jetzt bin ich schon lange nicht mehr in die Höhe geklettert. Ein Gläschen Malaga . . . wie wär's! Doch was verschafft mir eigentlich das Vergnügen. Ein Geschäftchen . . . wie?"

Enrico zögerte jetzt nicht, mit seinem Anliegen hervorzutreten; doch Faber machte ein süßsaures Gesicht.

„Ihren Herrn Vater in Ehren — aber mit einem solchen Herrn kann man keine Geschäfte machen."

„Ueberzeugen Sie sich doch. Diese Abschrift aus dem Grundbuche . . ."

„Ich sehe mir nicht blos die Güter und Häuser, sondern auch die Menschen an. Und sind das unsichere Kunden . ."

„Herr Faber . . ."

„Ich spreche als Geschäftsmann! Ihr Herr Vater ist sonst ein sehr braver Mann; aber er hat eine Passion, die alles in den Rauchfang hineinpustet. Oder seine Kessel explodiren einmal, dann bricht alles zusammen. Ich nehme